



**University of
Zurich**^{UZH}

**Zurich Open Repository and
Archive**

University of Zurich
University Library
Strickhofstrasse 39
CH-8057 Zurich
www.zora.uzh.ch

Year: 1998

**Rezension von : M. Stolz, 'Tum'-Studien : Zur dichterischen Gestaltung im
Marienpreis Heinrichs von Mü-geln (Bibliotheca Germanica 36),
Tübingen/Basel 1996**

Köbele, Susanne

Posted at the Zurich Open Repository and Archive, University of Zurich

ZORA URL: <https://doi.org/10.5167/uzh-93325>

Journal Article

Published Version

Originally published at:

Köbele, Susanne (1998). Rezension von : M. Stolz, 'Tum'-Studien : Zur dichterischen Gestaltung im Marienpreis Heinrichs von Mü-geln (Bibliotheca Germanica 36), Tübingen/Basel 1996. Arbitrium: Zeitschrift für Rezensionen zur germanistischen Literaturwissenschaft, 16(3):292-296.

des 13. Jahrhunderts, die mit gleicher Sachkompetenz, philologischer Sorgfalt und methodischer Umsicht vorgenommen werden wie die *Marner-Studien*. Für solche zukünftige Forschung hat Jens Haustein Maßstäbe gesetzt.

Universität Münster
Institut für Deutsche Philologie I

Tomas Tomasek

Johannisstraße 1–4
D-48143 Münster

Michael Stolz, *„Tum“-Studien. Zur dichterischen Gestaltung im Marienpreis Heinrichs von Mügeln*. (Bibliotheca Germanica 36) Francke, Tübingen – Basel 1996. XII/522 S., DM 120,-.

Mit der vorliegenden Arbeit wird Mügelns *Tum* erstmals eine eigene Monographie gewidmet. Stolz knüpft an grundsätzliche Überlegungen Karl Stackmanns¹ an, dessen auf den Spruchdichter Mügeln allgemein bezogene Fragen er auf den *Tum* überträgt. Wie Stackmann geht es auch Stolz um das Problem von individueller Ausprägung und Typus, setzt auch er einen engen Zusammenhang an von Rhetorik, Poetik, Sprachtheorie einerseits und Stilpraxis andererseits. Doch während Stackmann seinerzeit kaum auf Vorarbeiten zurückgreifen konnte und „das Gewebe der ornamentalen Responsionen vollständig aufzudröseln“ sich versagen, stattdessen paradigmatisch vorgehen mußte (*Der Spruchdichter*, S. 166), kann Stolz mittlerweile auf weitere Forschung und auf historisches Vergleichsmaterial aufbauen und sich die möglichst vollständige Entzifferung von Mügelns verrätselter Bildersprache vornehmen. Mit dem Ziel einer möglichst umfassenden Erschließung des bislang nur umrißhaft rekonstruierten Quellenhorizonts ist sein Buch einerseits ein minutiöser Kommentar – schon für sich eine gewaltige Leistung –, darüber hinaus, mit dem Ziel der Rekonstruktion einer Poetik des Marienlobs, tritt es als Interpretation auf. Seine klare These lautet: Stil, Stilreflexion und Stoff seien im *Tum* unverwechselbar eng aufeinander bezogen. In der selbstreflexiven Einstellung seiner Poetik, in der spezifischen „Interaktion von stilistischem Verfahren und mariologischem Thema“ (S. 22) liege seine individuelle Besonderheit.

Das erste Kapitel faßt den Forschungsstand zusammen und öffnet den Blick auf das eigene Vorgehen. Den Auftakt bildet eine Analyse des Aufbaus des 72strophigen Marienlobs (Kapitel 2). Stolz geht mit äußerster philologischer Sorgfalt vor. Seine Entdeckung ist die spiegelnde, im Verhältnis 1:3 vorgenommene Einlagerung der 24 Schlußstrophen in das Gesamtgedicht, in denen er die letzten 8 Strophen ihrerseits im Verhältnis 1:3 gespiegelt sieht. Ergiebiger als der von Stolz breit herangezogene Zahlenspekulations- und Gebetsrhetorik-Kontext ist seine Textanalyse, die auf verschiedensten Ebenen Strukturkorrespondenzen zutage fördert (zahlenmäßige, lautliche, metaphorische und thematische Entsprechungen) und mit der Unterscheidung zweier korrespondierender, einander partiell überlagernder Ebenen die hochkomplexe Konstruktion, die mehrfache Schichtung des Textes durchsichtig machen kann. Zahlreiche Graphiken (deren sekundäre Erläuterungen Längen und leider erneuten Anschauungsbedarf produzieren) erlösen den Leser immer genau in dem Moment, in dem er im ausgetüftelten Zahlenspiel seine Orientierung zu verlieren droht.

Den im ersten Schritt analytisch gewonnenen hohen Stellenwert der Form findet Stolz auf der Ebene der Selbstbeschreibung des Textes bestätigt, im 9strophigen Prolog, dessen „dichtungstheo-

¹ Vor beinahe vier Jahrzehnten hat Stackmann der Mügeln-Forschung den Weg gebahnt, mit seiner Monographie *Der Spruchdichter Heinrich von Mügeln. Vorstudien zur Erkenntnis seiner Individualität*. (Probleme der Dichtung 3) Heidelberg 1958, und seiner Text-Edition *Die kleineren Dichtungen Heinrichs von Mügeln*. Erste Abteilung: Die Spruchsammlung des Göttinger Cod. Philos. 21, 3 Teilbde. (Deutsche Texte des Mittelalters 50–52), Berlin 1959.

retisches Innovationsprogramm“ er im dritten Kapitel rekonstruiert, ausdrücklich mit dem Ziel, „hieraus eine Interpretationsvorgabe für den ‚Tum‘ zu gewinnen“ (S. 28). Sein Fazit lautet: Die „Sonderstellung“ des *Tum* liege darin, daß „hier das konventionelle Maß metapoetischer Prologüberlegungen deutlich überschritten“ werde (S. 174). Die Gelassenheit, mit der Stolz den extremen Verständnisschwierigkeiten des Textes begegnet, die Findigkeit, mit der er auch in verzweifeltsten Fällen Lösungen aufspürt, die Geduld, mit der er sich für zwei Teilsätze sieben Seiten, für neun Strophen nahezu hundert Seiten lang Zeit nimmt, kann man nur bewundern. Am Weg lauert die Gefahr der Überpointierung oder Überinterpretation, der Stolz offenen Auges entgegensieht (S. 28). Weit entfernt, die „theoretisierende Selbstaussage des Textes [...] auf einer metapoetischen Ebene“ (S. 247) bestreiten zu wollen, würde ich doch zögern zu akzentuieren, der *Tum* betreibe „Literaturtheorie unter den gattungsspezifischen Voraussetzungen eines spätmittelalterlichen Marienlobs“ (S. 174). Stolz entscheidet sich gegen eine Übersetzung ins Neuhochdeutsche, die sich manch einer vielleicht gewünscht hätte, was ihn nicht daran hindert, eine syntaktisch dunkle mittelhochdeutsche Passage, etwas verwegen, zum besseren Verständnis kurzerhand ins Lateinische zu übersetzen (S. 108). Das hat vielleicht nicht die Sympathie aller Leser.

Kapitel 4 und 5, eine „Stelleninterpretation zentraler Passagen“ des *Tum*, bilden den Kern seines Buches. Die beiden im Zeichen von Erlösungsfähigkeit und Erlösungsbedürftigkeit des Menschen parallel geführten Kapitel widmen sich je verschiedenen Sprechakten: Kapitel 4 dem Lob (den Marienlob-Strophen 119–154), Kapitel 5 der Bitte (den ‚Gnadengebet‘-Strophen 158–181). Im vierten Kapitel führt Stolz souverän vor, wie eng in Mügels Marienlob das ‚Buch der Schrift‘ (alttestamentliche Typologien) und das ‚Buch der Natur‘ (Naturallegorien: Tier-, Edelstein- und Baumallegorien) zusammenwirken, wie eng darüber hinaus – Objekt- und Metaebene übergreifend – Marienlob und Dichterlob korrespondieren, allegorische Praxis und metapoetische Positionen ineinandergreifen. In Nomenklatur und Sache hält Stolz sich an die antike, im wesentlichen durch Quintilian geprägte Metapherndefinition (S. 255 und öfter), mit dem Ergebnis: „Reduktion der Allegorie auf die Genitivmetapher“ in den Edelsteinstrophen, „Expansion der Genitivmetapher zur Allegorie“ in den Tierallegoresestrophen.

Auch aus dem 24strophigen Schlußabschnitt, dem sich das fünfte Kapitel widmet, hebt Stolz vor allem die „Passagen mit dichtungstheoretischem Aussagewert“ (S. 341) heraus, wieder auf der Suche nach Metaphernkorrespondenzen, wieder mit dem Ergebnis der engen Interaktion von Dichtung und Gegenstand. Besonderes Interesse verdient seine Deutung des Werkstitels (S. 375ff.). Der *Tum*? Die mehrdeutige Vokabel hat der Forschung Rätsel aufgegeben. Statt den Ausdruck, wie man versucht hat, auf eine Gebäudeallegorie oder gar auf einen real existierenden Dom festzulegen, plädiert Stolz für eine „doppelte, rang- und raumsemantische Ausrichtung der *tuom*-Vokabel“ (S. 380) und verbucht die Rekurrenz des Begriffs – das Buch *der tum* steht neben Maria als *tum der tugende* – wiederum als Beweis im Sinne seiner These, „die metaphorische Analogie von Dichtung und ihrem Gegenstand“ gelange mit dem *Tum*-Titel „zu ihrem Höhepunkt“ (S. 398).

Zum Schluß (Kapitel 6) verläßt Stolz die poetologisch-rhetorischen Kontexte. Er macht sich auf die Suche nach „sprachtheoretischen Hintergründen“. Ist das hohe kunstsprachliche Niveau des *Tum* „auf die modistisch-nominalistische Kontroverse zurückzuführen“ (S. 426)? Einen ersten Versuch dieser Art hatte schon Christoph Huber unternommen – und gewarnt vor einer philosophischen Überlastung der Mügelschen Texte.² Stolz ist entschlossen, mit dieser Frage ganz von vorne und von Grund auf zu beginnen. Unerschrocken bahnt er sich den Weg durchs Dickicht mittelalterlicher Sprachtheorien. Die ontologischen Prämissen der sogenannten Spekulativen Grammatik – die Vorstellung, die ‚Bezeichnungsweisen‘ (*modi significandi*) gründeten in den ‚Seinsweisen‘ (*modi essendi*) und ‚Erkenntnisweisen‘ (*modi intelligendi*) – hatten in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts an den Universitäten für Unruhe gesorgt. Aber nun Mügeln? Sollte er, der Spruchdichter, mitgestritten haben über den ontologischen Status von Theorievoraussetzungen? Stolz’ These, daß Mügeln „die Korrespondenz von Bezeichnungs- und Seinsweisen in der modistischen Sprachkonzeption auf seine Stilpraxis überträgt“ (S. 426), hat mich aus mehreren Gründen nicht überzeugt.

² *Wort sint der dinge zeichen. Untersuchungen zum Sprachdenken der mittelhochdeutschen Spruchdichtung bis Frauenlob*. (Münchner Texte und Untersuchungen zur deutschen Literatur des Mittelalters 64) München 1977, S. 134.

Stolz behauptet eine Analogie zwischen zwei ihrerseits analogen Vorgängen: Die Korrespondenz von ‚Bezeichnungsweise‘ und ‚Seinsweise‘ hier sei ‚analog‘ der Korrespondenz von Genitivkonstruktion und ‚Seinsweise der Inkarnation‘ dort, ein ‚Analogie‘-Schluß, dem ich nicht folgen kann. Ich halte ihn für einen Fehlschluß, der damit zusammenhängen könnte, daß Stolz einen ontologischen und einen rein formalen Analogiebegriff nicht klar auseinanderhält. Auf ganz unterschiedlichen Ebenen angesiedelte Entsprechungsverhältnisse, seinsanaloge und formal-relationale Sachverhalte, sollen unter einem konturschwachen Oberbegriff zu einer Einheit zusammengeschlossen werden („beide unterliegen den Gesetzen des Hylemorphismus“, S. 432). In der spekulativen Grammatik ist das tragende Verhältnis das einer *ontologischen* Fundierung (Sprache gründet in einem Seinsmodus). Dieses fällt nicht ohne weiteres zusammen mit der bekannten Kongruenz von *stilus* und *res* auf der Ebene der poetologischen Reflexion, mit der „metaphorischen Analogie von Dichtung und Gegenstand“ (S. 398). So ist denn auch das Ganze – das Verhältnis von Sprachtheorie und Stilpraxis – keine neuerliche ‚Analogie‘, sondern das eine schlicht ein Anwendungsfall der allgemeinen philosophischen Aussage. Nur auf einer sehr hoch angesetzten Generalisierungsebene haben die Ergebnisse Geltung. Ahmen Mügeln Genitivkonstruktionen den göttlichen Schöpfungsakt, die „göttliche Formgebung der Materie“ nach (S. 432)? Der mittelalterliche Stilbegriff ist bekanntlich ein materialer, nämlich an Stoffe oder Gattungen gebundener. Kunst als form-schaffendes, nicht als erfindendes Vermögen, das ist auf der allgemeinsten Ebene die Kunstauffassung des Mittelalters. Auch das Ergebnis des Versuchs, Mügeln an die theologische Sprachauffassung anzubinden, entzieht sich ins Allgemeine (S. 407). Als Tertium bleibt die bekannte Spannung zwischen *auctor divinus* und *auctor humanus* übrig, die Differenz von menschlichem und göttlichem Wort. Auf dieser Ebene treffen sich sogar nominalistische Sprachskepsis und Sprachrealismus! Bezeichnenderweise gibt es auch nur eine einzige, sehr schwache Klammer zum vorausgehenden Analyseteil (Anm. 1322). Kurzum, „Rudimente dieser Reflexion“ (S. 21), eine „allgemeine sprachtheoretische Sensibilisierung“ (S. 425) im *Tum* wird niemand bestreiten wollen, aber eine „sprachtheoretische Prägung“, gar „Übersteigerung in transformierender Absicht“ zu erkennen, fällt mir schwer (S. 426), zumal auf nur fünf im Vergleich zur breiten Darstellung der Modisten dünnen Seiten vorgeführt. Stolz – sympathisch selbstkritisch auch in den vorausgehenden Kapiteln – mißtraut selbst seiner These. Entsprechend unentschieden ist die Modalität seiner Sätze. Dasselbe erscheint nebeneinander apodiktisch und problematisch ausgesagt,³ was immer wieder den Eindruck der Widerrufbarkeit seiner Begründungen erweckt, bis Stolz nach seinem Durchgang letztlich dort ankommt, wo Hubers Vermutung immer schon war: Jenes hochspekulative Gedankengebäude ist im *Tum* allenfalls als blasser Schattenriß erkennbar. Die sprachproduktive Wirkung sprachtheoretischer Einsichten ist für den *Tum* nur auf einer äußerst allgemeinen Ebene nachweisbar. So bleibt das Schlußkapitel ein interessantes Experiment.

Auch wer Stolz nicht in der Einschätzung folgen will, „des Dichters Grundanliegen“ (S. 395) seien Literaturtheorie oder Sprachtheorie: Dieses Buch ist eine Fundgrube, und es ist unmöglich, von der Fülle glänzender Einzelbeobachtungen auch nur einen Eindruck zu geben. Und doch, das Negative läßt sich von den Vorzügen nicht trennen, und so seien ein paar kritische Bemerkungen erlaubt. Gerade weil dieses Buch zu einem Standardwerk für die Beschäftigung mit Mügeln avancieren wird, braucht man nicht zu verschweigen, wo es zu einigem Bedenken Anlaß geben kann. Ein Mangel, der sich auf verschiedenen Ebenen unterschiedlich irritierend bemerkbar macht, ist in meinen Augen, daß zwischen konkreter Textbeobachtung und Abstraktion die Vermittlung nicht immer gelingt. Das zeigt sich

1. auf der Ebene der Gesamtkonzeption des Buches: Die Darstellung, die sich selbst nicht zufällig immer wieder als „Betrachtung“ ausgibt, hängt etwas unentschieden zwischen Kommentar und Interpretation, mit der Folge nicht weniger Wiederholungen und Überschneidungen, die auch ein hypergenaues Vernetzungssystem („Zwischenergebnisse“) nicht auffängt, eher multipliziert. Diese Unsicherheit wird schon zu Beginn sichtbar in einer Skizze der „historischen Rahmenbedingungen“, die allgemein bleibt bis zur Unkenntlichkeit; auch in der lapidaren eineinviertelsei-

³ Behauptung S. 427: „Genau dieser Abstraktionsgrad aber wird im Syntax-Teil der spekulativen Grammatik erreicht“; Relativierung S. 422: „synkretistisch“ oder S. 424: „klassischer Schulstoff“.

tigen Äußerung zur „Methode“ (S. 27f.), die kaum mehr ist als eine Auflistung der einzelnen Kapitel des Buches;

2. auf der Ebene der Argumentation: Diese schwankt zwischen strenger Beweisführung einerseits und der kontemplativen Erkundung von Kontexten andererseits. Während Stolz dort eine sich gelegentlich im Partikulären verlierende Vollständigkeit sucht, bleibt er hier – im systematischen Argument – fragmentarisch. Am handgreiflichsten zutage tritt diese Schwierigkeit in Kapitel 6, in dem er einerseits einen Beweisgang antreten will („Indizien eines Einflusses“, S. 402), andererseits, um immer wieder von Teilen auf ein Ganzes zu kommen, ins Allgemeine ausweichen muß; die experimentelle Isolierung dieses Kapitels folgt beinahe zwangsläufig. In der Diskrepanz zwischen hochdifferenzierten Detailbeobachtungen und vagen Zusammenfassungen („[...] münden letztlich in des Dichters Grundanliegen, der ewigen Verdammnis zu entgehen“, S. 395) zeigt sich, daß hier manches künstlich auf ein Abstraktionsniveau gezogen werden soll. Stolz sucht nach einer umfassenden Systematik, und dazu gehört eben auch, die Systematik ein bißchen zu übertreiben. Imponierende 1500 Fußnoten biegen sich unter der Last gelehrter Parallelbelege und bringen die Frage gelegentlich zum Verschwinden. Die Unbeirrtheit, mit der er jeder noch so unsicheren Spur nachgeht, ist eines, ob er den Leser auf alle Umwege hätte mitnehmen müssen, ein anderes. Die Redundanz reicht bis in den Begriffsgebrauch („dichterische Literarizität“, „metaphorischer Bildspender“);

3. auf der Ebene der Begriffe: Bei der Lektüre macht nervös, daß in den Begriffen selbst die Vermittlung – die Abstraktionsleistung – oft mißlingt, weil Stolz sie nicht wirklich definiert, sondern in Synonymketten unendlich vervielfältigt, ja an den Rand der Auflösung bringt. Ich erwähne das deswegen, weil die verwirrende Synonymisierung ausgerechnet bei seinen tragenden Begriffen einsetzt, (1) ‚Analogie‘ und (2) ‚Metapher‘.

(1) Stolz stellt regelrecht Analogieketten her, ein „Korrespondenzsystem“ (S. 151), übersieht aber auf der Suche nach Übereinstimmungen die Kontraste. Er rekonstruiert wiederkehrende, ‚analoge‘ Vorgänge auf mehreren Ebenen (Sprachtheorie, Poetik, Text), und alle Ebenen sollen ihrerseits untereinander ‚korrespondieren‘. Doch die Entsprechungsverhältnisse und Formen der Verknüpfung sind verschieden. So ist das *niuwen* (die ‚Einkleidung‘ des Alten) etwas anderes in der Selbstbeschreibung und in der Praxis. Stolz ist sich der Nichtübereinstimmung bewußt, vergißt sie aber nicht selten in seinen Formulierungen, die auf Übereinstimmung vorentschieden sind („[...] daß der Autor die im Prolog aufgestellten Prämissen befolgt“, S. 397). Er verwendet heterogene Kategorien, die Überschneidungen herbeiführen, und überläßt es dem Leser, sich zu fragen, welche Größen sich ernsthaft proportionalanalog verhalten, welche „korrelieren“, „ineins gesetzt“ werden, „interagieren“ (in einem Atemzug S. 321). Die Folge ist die unfreiwillige Selbstauflösung des Analogie-Begriffs. Ontologische oder formale Relation? Soll eine Relation hergestellt werden oder – der komplexere Fall der Proportionalanalogie – die Relation von Relationen? Stolz berührt schlechthin alles mit dem Zauberstab der Analogie. Er überschlägt sich mit Synonymen, die verraten, daß sein Vertrauen in die synthetische Kraft seiner Fragestellung nicht unbegrenzt ist: Korrespondenz, Konnex, Konvergenz, Kongruenz oder Koinzidenz? Oder Interferenz, Interaktion? Parallelität, Proportionalität, Reziprozität? Mit der unscharfen Nomenklatur gehen auch sachliche Unklarheiten einher, und vollends beginnt alles sich zu drehen, wo zusätzlich metaphorische Ausdrücke sich an die Stelle setzen („Fluktuation“, S. 89). Stolz, im Überschwang von Analogiebildungen, ist selbst terminologisch, methodisch sozusagen vom Analogieprinzip befallen, das manchmal nur mehr ein Synonymieprinzip ist. So eindrucksvoll die Korrespondenzthese klingt, so eindringlich seine Einzelinterpretationen sind, so unbefriedigend bleibt doch die Vertauschung der Kategorien.

(2) Stolz sucht, was das Verhältnis von Metapher und Allegorie angeht, nach einer historisch adäquaten Terminologie, läßt aber den modernen Stand der Theoriebildung beiseite, die moderne Metapherntheorie, sei sie sprachanalytisch, strukturalistisch oder hermeneutisch orientiert. So gelingt sein Versuch nur nach einer Seite. Die Beschränkung allein auf den von Quintilian geprägten Metaphernbegriff als Instrument der Textanalyse scheint mir schon deswegen unzureichend, weil mit ihm die Metapher auf eine Ähnlichkeits- oder Analogiebeziehung (*metaphorice* = *analogice*) und eine Illustrationsfunktion festgelegt und damit unterbestimmt wird („Schematismus“, S. 152, Metapher als „Reduktionsstufe“, S. 277, eine Art Schwundstufe von Allegorie). Metaphernspezifisch wäre gerade die Verknüpfung von analogisierender und identifizierender Rede. Eben dieses poetologisch Besondere der Metapher: daß sie nicht nur ‚Mittel‘ ist, die Aufmerksamkeit

durch sich hindurchlenkend, sondern projektives Element, dessen Bedeutung sich jenseits von „Veranschaulichung“ oder „Verschleierung“ (S. 242) entfaltet, kurz: die kognitive Leistung der Metapher über die bloße Schmuckfunktion hinaus, kommt bei einer solchen Auffassung allenfalls von der Seite in den Blick. Daß Stolz ‚Bild‘, ‚Metapher‘, ‚Symbol‘, ‚Gleichnis‘, ‚Sinnbild‘ nicht auseinanderhält, wirkt zusätzlich desorientierend. Hinzu kommt: Stolz zieht immer wieder Frauenlob zum Vergleich heran. Aber sein reduziertes Metaphernkonzept greift für Frauenlob, dessen Rätselsprache sich noch gründlicher zu entziehen scheint, noch weniger, weshalb Stolz denn auch spätestens hier in Verlegenheit kommt und Übereinstimmungen – etwa die gleiche „Verschleierung im sprachlichen Ausdruck“ (S. 346) – wieder nur auf einer sehr allgemeinen Ebene ansetzen kann. Unterschiede scheinen mir eher zum Verschwinden gebracht (Anm. 1233) oder im Sinne der These umgedeutet. Daß Mügeln „polyvalent“ und „komplex“, weil „theoretisch“ sei, Frauenlob hingegen „eindeutig“ (S. 355), wird nicht jedem einleuchten. Aber hier zweigt eine ganz andere Diskussion ab. Gerechter wäre es wohl zu sagen, jetzt, wo Stolz uns den Blick für Ähnlichkeiten so außerordentlich geschärft hat, könnte man wieder – und überhaupt erst – auf Kontraste achten.

Der größte Gewinn des Buches liegt für mich in den subtilen Textinterpretationen, die mit hoher Energie auch zu den theologischen Sachverhalten durchstoßen; in der der Sprache zugewandten Aufmerksamkeit. Stolz demonstriert auf Schritt und Tritt, daß die ästhetische Form sich nicht verrechnen läßt auf ein rhetorisches, poetologisches oder theoretisches Analogon, daß die Ebene der deskriptiven historischen Poetik nicht identisch ist mit der der Textualität. Um so irritierender wirkt, daß er selbst nicht die begrifflichen Konsequenzen zieht. Stolz, der in der konkreten Textarbeit der Versuchung des kürzesten Weges nie erliegt – die Aufbauanalyse, das zweite Kapitel, ist sozusagen der Inbegriff der Verzögerung –, macht in der systematischen Argumentation dann doch Sprünge, statt Schritte zu tun. So elegant er vieles löst, manche ‚Kontexte‘ bleiben dann doch bloß extern, ‚Parallelbelege‘ äußerlich. Vor allem Kapitel 6 ist mit seinem unsicheren Ergebnis Indiz dafür, daß Stolz das selbstreflexive Potential, das theoretische Reflexionsniveau des Textes insgesamt überschätzt, während er umgekehrt die Metapher mit Quintilian und Thomas von Aquin bereitwillig unterbestimmt. Auf „des Dichters Wortkunstwerk“ (S. 398) antwortet er mit der „Kunst“ der Interpretation, einer textimmanenten, auf „Geschlossenheit“ und „Einheit“ (S. 392) ausgerichteten Interpretation, die sich die Prologposition als „Deutungsvorgabe“ ganz zueigen macht. Auf das Gebot antwortet er mit einer „Betrachtung“, einem kontemplativen Gang durch den Text, dabei ein Gehalt/Gestalt-Modell wiederbelebend, das ihm unter der Hand – mißverstehe ich ihn hier? – in einen Form-Inhalts-Dualismus zu kippen droht, so vehement seine These gerade deren Interaktion zur Geltung bringen will. Mit seinen Kategorien bleibt er auf der Ebene der Selbstbeschreibung der Texte, ohne vorgreifliche Theorien, abseits von Moden, von Jargon. In diesem Versuch einer radikalen Historisierung der Kategorien liegt das zugleich Anziehende und Provozierende seines Verfahrens.

„Am Faden der Vernunft“ sei der *Tum* gesponnen, heißt es in einer der Prolog-Strophen. Für das erstaunliche Formniveau dieses fast vergessenen Textes, für seine rhetorische Kalkuliertheit und metaphorische Phantasie hat die Arbeit von Stolz uns die Augen geöffnet, und sie hat nicht zuletzt die Diskussion um den spätmittelalterlichen ‚geblühten Stil‘ aus einem toten Winkel gebracht. Seine Arbeit hat aber auch das aufgezeigt: Die Mügelsche Sprache ist unableitbar. Weil literarische, poetologische und religiöse Äußerung grundsätzlich nicht äquivalent sind, weil grundsätzlich der individuelle Akt das (rhetorische oder theoretische) System überschreitet und die Metapher, jenseits einer Funktion der ‚Einkleidung‘ oder ‚Veranschaulichung‘, selbst ein Überschußmoment ist. Nur ‚als Kleid‘ tritt das dichterische Ganze in Erscheinung. So hat der ästhetische Gegenstand seine eigene überraschende Evidenz.

Universität München
Institut für deutsche Philologie
Schellingstraße 3
D-80799 München

Susanne Köbele